

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 22

Artikel: Tagbeginn
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 22 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 31. Mai 1924

Tagbeginn.

Von Emil Schibli.

Ein Amjellied klang süß herein,
Klang mir in halben Schlaf und Traum.
Dann sah ich in den Frührotschein
Und in den goldenen Wolkenschein.

O Morgenluft und Sonnenglanz!
Geliebte Farben, Blau und Grün:
Wie schön der Wälder weiter Kranz,
Grün bis an blaue Berge hin!

Ich tanze wie ein Götterkind
Mit nackten Gliedern ein Gebet
Und fühle, wie der frische Wind
Mir Trägheit aus dem Leibe weht.

Das Blut in meinen Adern singt
Wie Wellenschlag am Uferstrand

Und mein befreiter Odem schwingt
Sich als ein Jauchzen übers Land!

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Bettingen.

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Böglin.

17

Dann ließen sich alle auf dem Hügel nieder. Der Abt kam noch nicht. Der eine der Knaben hatte bereits das goldene Kreuz erfasst, welches an einer gleichen Kette hängend unter dem Obergewand der Aebtissin hervorglänzte, und spielte damit; der andere machte seinen Fingern zu schaffen an einem edelsteinbesetzten Ringe Hansjakobs.

„So, jetzt müßt Ihr uns aber auch sagen, wem ihr gehört!“ redete dieser die beiden an, welche zwischen den Erwachsenen sich gelagert hatten.

„Dem Vater“, bekannte der eine ganz offen und ohne Rückhalt.

„Und du?“ fragte er den andern, dessen Sinn ganz vertieft war in die seltene Schönheit des Kreuzes.

„Ich? Ich gehöre der Mutter.“

„Wie heißt denn deine Mutter?“

„Meine Mutter heißt — Mutter.“ Trotz eifrigsten Besinnens konnte er für die Person, die ihm das Leben geschenkt, keinen andern Namen ausfindig machen. Mutter war für ihn eben alles in allem.

„Und wie heißt dein Vater?“ fragte der Meister den andern, welcher sich dessen Angehöriger genannt hatte.

„Der Vater heißt Lunzi!“ entgegnete er frischweg.

„So, Leonz?“

„Nein, Lunzi!“ versicherte er nachdrücklich.

„Und was treibt der Vater?“

„Er ist Schmied!“

„Da seid ihr beide also des Schmieden-Lunzis Buben?“

„Ja, aber wir haben noch mehr!“ erwiderte der Gesprächigere.

„Und wie heißt denn du?“

„Ich heiße Hannesli!“

„So, Hannesli, da hast du einen Zugerbaben, weil du Hannesli heißt!“ sagte die Aebtissin, ihres verstorbenen Bräuderleins gedenkend.

„Und du?“ fragte sie den andern.

„Ich heiße Köbeli!“

„Ei!“ lachte sie den Meister an, „wie lustig, das macht zusammen Hansjakob!“ und sie drückte dem Köbeli ein gleiches Silberstück ins Händchen.

„Ich danke Euch, Aebtissin, daß Ihr dieser Namensfüging so freundlich gedenkt!“ sagte Hansjakob, der schönen Frau beglückt in die Augen schauend.

Vier Augensterne standen jetzt gebannt aufeinander gerichtet. Köbeli erhob sich und legte sich auf die andere Seite der Aebtissin, und nun spielten die kleinen Rottköpfe im weißen Schoß der Aebtissin mit ihren blanken Bagen. Noch immer sahen die treuen Augen der Großen sich starr entgegen, und jener geheimnisvolle Vorgang, durch welchen zwei Seelen einander beleben, erregen und ihre elementare Kraft ineinander überströmen lassen, wie zwei mächtige Magnete, unlichtbar, doch unlösbar fest sich verbindend — fand statt. Sie legten ihre Hände ineinander, unwillkürlich, und bestätigten schweigend das Geschehnis.

Magdalena beherrschte sich; aber sie machte, in die Ferne träumend, ein ungewolltes Geständnis, an dessen Bedeutung sie nicht dachte:

„Woher kommt nur dieses selige Glück, das meine Seele erfüllt; sie hebt ihre Flügel, sie breitet sich aus;